



EMRAN FEROZ

# DER LÄNGSTE KRIEG

20 JAHRE  
WAR ON TERROR

WESTEND

W E S T E N D

Ebook Edition

Emran Feroz

# **Der längste Krieg**

20 Jahre War on Terror

**W E S T E N D**

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-86489-833-4

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2021,

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz und Datenkonvertierung: Publikations Atelier, Dreieich

# **Inhalt**

**Einleitung**

**Wie der »Kreuzzug« begann: Der Pate des Dschihad**

**Das ideologische Gerüst des »War on Terror«**

**Auszüge des Grauens**

**Die sechs großen Vergehen des »War on Terror« in Afghanistan**

## **Ernüchternde Realitäten**

**Quo vadis, Afghanistan?**

**Anmerkungen**

für Maamaa Waheed

# Einleitung

Im April 2021 verkündete US-Präsident Joe Biden, die verbliebenen 3 500 Truppen bis zum 11. September abziehen zu wollen.<sup>1</sup> Damit beschreitet er den Pfad seines überaus umstrittenen Amtsvorgängers Donald Trump, der bereits im Jahr zuvor mit dem Truppenabzug begann. Der längste Krieg der Geschichte der Vereinigten Staaten soll, so scheint es, beendet werden – zumindest aus amerikanischer Sicht. Für die meisten Afghanen war Washingtons zwanzigjährige Intervention lediglich eine Fortführung der Kriege und Konflikte, die in ihrem Land bereits seit dem Ende der 1970er-Jahre andauern. Das Interesse dafür war allerdings bis zum damaligen Zeitpunkt äußerst gering oder kaum vorhanden. Viele Menschen in westlichen Staaten konnten mit Afghanistan wenig bis gar nichts anfangen. Das Land klang für viele Ohren exotisch und mystisch. Es hatte etwas Unbekanntes. Der ein oder andere wusste von den Bergen des Hindukusch und dass dort irgendwie Krieg herrscht. Doch damit hatte man selbst nichts zu tun. All dies änderte sich schlagartig mit den Terroranschlägen vom 11. September. 19 Terroristen griffen das World Trade Center in New York sowie das Pentagon in Washington an und töteten fast 3 000 Menschen. Als Folge davon erklärten die Vereinigten Staaten, damals angeführt von George W. Bush, Afghanistan, eines der ärmsten Länder der Welt, zum Feind, der die »freie Welt« angegriffen habe – und das, obwohl keiner der Täter Afghane war. Die Kriegstrommel wurde geschlagen und es war praktisch unmöglich, ihr zu entkommen.

Am 11. September 2001 war ich neun Jahre alt und lebte in Innsbruck, meinem Geburtsort. Rund zwei Jahre zuvor hatten meine Familie und ich die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten. Jenseits der Tiroler Alpen hatte ich noch nicht viel gesehen und über meine afghanische Heimat wusste ich praktisch nichts. Als ich an jenem Tag nach Hause kam und mich auf das damals übliche Zeichentrickprogramm im Fernsehen freute, wurde ich enttäuscht. Meine Eltern starrten gebannt auf das Gerät, während auf allen Sendern ein Sonderprogramm lief. Man sah die einstürzenden Türme in New York und panische Reporter, die live zugeschaltet waren. Die Berichterstattung hörte nicht auf und meine Eltern machten einen besorgten Eindruck. Dann wurde das Bild eines bärtigen, Turban tragenden Mannes gezeigt. Mein Wissen über Afghanistan war beschränkt, doch ich wusste, dass *Osama bin Laden* kein afghanischer Name war. Allerdings sollte er in irgendeiner Art und Weise mit den *Taliban* zu tun haben, die zum damaligen Zeitpunkt über weite Teile Afghanistans herrschten. Ich wusste damals noch nicht, wie sehr mich diese zwei Begriffe, »bin Laden« und »Taliban«, in den darauffolgenden Tagen und Jahren verfolgen würden. Ab dem 12. September 2001 war ich in der Schule plötzlich »der Afghane«, mit dem zuvor selbst die Türken, Bosniaken oder Serben nichts anfangen konnten.

»Emran, ihr seid doch aus Afghanistan. Weißt du, warum die das gemacht haben?«, fragte mich eine Grundschullehrerin vor versammelter Klasse. Ich nahm es ihr damals nicht übel. »Der hat irgendwie mit Afghanistan zu tun. Er ist zwar ein Kind, aber vielleicht hat er eine Antwort.« Vielleicht dachte sie sich so etwas. Stotternd versuchte ich, etwas zu sagen, ja, etwas zu erklären. »Bin

Laden ist aber kein Afghane ... Das haben meine Eltern gesagt ...«, brachte ich dann heraus. Rückblickend denke ich, dass das wahrscheinlich der Anfangspunkt einer langen Entwicklung war, die mich zu dem gemacht hat, was ich heute bin: Vom damaligen Tag an war ich der ewige Erklärer des Krieges in meiner Heimat. In der Pause ging es weiter mit dem Afghanistan-Thema. Meine Mitschüler meinten, dass mein Land bombardiert werden müsse und dass »wir es verdient hätten«. Der »Dritte Weltkrieg«, Atombombenabwürfe und allerlei mögliche Schreckensszenarien wurden an die Wand gemalt. »Die machen euch und die Taliban platt!«, hörte ich des Öfteren. Hinzu kamen Kommentare wie: »Ist Osama bin Laden dein Onkel?« Heute weiß ich, dass ich damals nicht der Einzige war, dem es so erging. In der gesamten westlichen Welt begann eine Welle der Islamfeindlichkeit und viele Kinder wurden in ihren Schulen aufgrund der Tatsache, dass sie Muslime waren oder als solche gesehen wurden, drangsaliert, schikaniert und gemobbt. Das Ganze hatte allerdings verschiedene Ebenen, die in der Rassismusforschung teils bis heute übergangen werden. Ein Schüler türkischer Herkunft wurde womöglich von seinen Mitschülern zum Ziel derartiger Angriffe, doch sobald sich jemand, den man eher mit »bin Laden« und »Taliban« assoziieren konnte, in der Nähe befand, wechselte auch ebenjener Türke schnell die Seite, um das neue Opfer – einen Pakistaner, einen Afghanen oder einen Iraker – anzufinden. Dies war auch bei mir der Fall, und da ich der einzige Afghane weit und breit war, wurden der gesamte Hass sowie all die Verachtung auf mich projiziert. Meine Mitschüler waren plötzlich kriegsgeil und rassistisch. Doch letzten Endes handelte es sich nur um Kinder, und die imitieren meist die Erwachsenen. Die

»Unwissenden und Ignoranten«, mit denen ich mich bis heute auseinandersetze, sind in erster Linie Historiker, Feuilletonisten, Journalisten und Politiker. In meiner Familie hingegen stieg ganz real die Angst vor einem Angriff auf Afghanistan durch die USA, der sich nun immer deutlicher abzeichnete. Plötzlich machte man sich nicht nur um Verwandte vor Ort Sorgen, sondern auch um wildfremde Landsleute, die durch mögliche Bombardements getötet werden könnten. Für mich war das ein neuartiges, besorgniserregendes Gefühl. »*Mein Land* wird bombardiert«, dachte ich mir immer und immer wieder. Es gab Tage, an denen mich der Stress erdrückte. Während die Menschen um mich herum nach Vergeltung leczten und den Krieg regelrecht herbeisehnten, wurde ich unruhiger und nervöser. Tatsächlich war dies nicht nur in meinem persönlichen Umfeld der Fall, sondern in vielen westlichen Ländern. Kaum jemand stellte einen Angriff auf Afghanistan in Frage. Auch die höchsten politischen Institutionen der Welt, etwa die Vereinten Nationen, segneten jenen Krieg, der seinerzeit von George W. Bush als »Kreuzzug« bezeichnet wurde, ab. Der illegale Angriff auf ein Land und die kollektive Bestrafung eines gesamten Volkes, das mit den Anschlägen in den Vereinigten Staaten nichts zu tun hatte, wurden einfach für legal erklärt. Der NATO-Bündnisfall trat in Kraft und für viele Menschen, nicht nur Politiker und Militärs, war das anscheinend die normalste Sache der Welt. Im US-Repräsentantenhaus stimmte lediglich eine Abgeordnete, Barbara Lee aus dem Bundesstaat Kalifornien, gegen den Kriegseinsatz. »Ich will nicht erleben, dass diese Spirale außer Kontrolle gerät. Falls wir voreilig zurückschlagen, besteht die große Gefahr, dass Frauen, Kinder und andere Nichtkombattanten ins

Kreuzfeuer geraten«, sagte sie damals. Außerdem warnte Lee vor einem Krieg »mit offenem Ende« und »ohne Exit-Strategie«. Doch sie wurde verhöhnt, verschmäht und als Terrorsympathisantin – ein Begriff, der in den darauffolgenden Jahren inflationär gebraucht wurde – abgestempelt.<sup>2</sup>

Am 7. Oktober 2001 begann der längste Krieg der amerikanischen Geschichte. Zum damaligen Zeitpunkt wusste das natürlich noch niemand. Bomben und erstmals auch bewaffnete Drohnen kamen im gesamten Land zum Einsatz. Am Boden verbündeten sich US-Spezialeinheiten mit verschiedenen afghanischen Warlords, Drogenbaronen und allerlei anderen fragwürdigen Akteuren, deren Biografien bereits auf dem ersten Blick deutlich machten, dass es Washington und seinen Verbündeten weder um Menschenrechte noch um Demokratie ging. Innerhalb kürzester Zeit wurde das Taliban-Regime zu Fall gebracht. Selbst noch Jahre später behauptete ZDF-Frontmann Claus Kleber, dass »die Afghanen« sich über die amerikanische Intervention gefreut hätten. Kleber meinte, derartige Reaktionen in Kabul erlebt zu haben, und wollte damit gleichzeitig jene in die Schranken weisen, die den NATO-Einsatz kritisierten. Im Dezember 2009, zwei Monate nachdem auf Befehl des Bundeswehröbersts Georg Klein über 150 Zivilisten durch einen Luftangriff in der nördlichen Kunduz-Provinz getötet wurden, behauptete ZDF-Korrespondent Hans-Ulrich Gack, dass die Bundeswehr »zu sanft« vorgehen würde und »viele Afghanen« ein härteres Vorgehen begrüßen würden.<sup>3</sup> Damit schloss sich Gack dem politischen Neusprech Washingtons und anderer Kriegsparteien an. Anstatt dieses als Journalist zu hinterfragen, verbreitete er es mit

Eifer, etwa indem er den korrupten Polizeichef der Provinz, der von der NATO installiert wurde, zitierte und meinte, man müsse die Afghanen »auf die Linie der Bundeswehr und der Bundesregierung« bringen. Journalisten wie Kleber oder Gack, die von Afghanistan praktisch nichts wussten und doch stets mit ihrem Halbwissen prahlten, waren letztendlich wohl auch einer der Gründe, warum ich irgendwann selbst zur Schreibfeder gegriffen habe und Kriegsreporter geworden bin. Die westliche Kriegsberichterstattung hat mich meist frustriert – nicht nur in Sachen Afghanistan. Oftmals war sie geprägt von Unwissen oder rassistischen und orientalistischen Stereotypen. Allein schon von »den Afghanen« zu sprechen, offenbart große Ignoranz, denn die verschiedenen Gruppen, die im Gebiet des heutigen Afghanistan leben, sind überaus heterogen. Dennoch glauben viele westliche Journalisten, aus ihren Beobachtungen in den urbanen Ballungszentren wie Kabul allgemeingültige Rückschlüsse ziehen zu können. Hinzu kommen sprachliche und kulturelle Barrieren, die nicht nur von Kleber, sondern von vielen anderen renommierten Journalisten westlicher Medien kaum durchbrochen wurden. Noch im Jahr 2020 kündigte die *New York Times* an, dass ihr frisch gekürter Kabuler Bürochef aufgrund seiner Verlegung »ein wenig Dari« lernen wolle.<sup>4</sup> Dies zeugt nicht nur von Naivität, sondern auch von Ignoranz. Mir ist kein Fall bekannt, in dem ein derart bekanntes Medium eine ähnliche Ankündigung machte, bevor es einen Korrespondenten nach Washington, London oder Paris entsandt hat. Dies hat unter anderem auch mit dem verbreiteten Glauben zu tun, dass Auslandsreporter stets eine gewisse Distanz zu ihrer Arbeitsumgebung bewahren müssen. Dass die Resultate der

Berichterstattung oftmals dennoch alles andere als objektiv sind, wird meist übergangen. In Afghanistan und anderen Schauplätzen des »War on Terror« wurden solche Fehler in den letzten Jahrzehnten stets wiederholt, und sie haben verheerende Folgen gehabt. Doch um zurück auf Klebers Aussage zu kommen: Natürlich freuten sich viele Afghanen über den Fall jenes Regimes, welches jahrelang ihre persönlichen Freiheiten unterdrückte. Männer rasierten sich die Bärte ab. Viele Frauen entledigten sich ihrer Burka. Die meisten Afghanen leben allerdings nicht in den Städten, sondern auf dem Land – und in jenen ländlichen Gebieten waren die Reaktionen gänzlich anders. Dort konnte man sich nämlich nicht über den Sturz des Taliban-Regimes freuen, da man selbst von den Amerikanern und ihren Verbündeten gejagt, bombardiert und massakriert wurde.

Ein Afghane aus Paktia oder Kandahar hat einen völlig anderen Erfahrungshorizont als sein Landsmann in Kabul. Während in der afghanischen Hauptstadt viele Menschen zu lauter Musik feierten, mussten sich andere vor den Bomben der US-Kampfjets in Sicherheit bringen. Es spricht im Grunde genommen für sich, dass bis heute niemand sagen kann, wie viele Afghanen in diesen Tagen zu Tode bombardiert wurden. Niemand hat sie gezählt. Belegt ist inzwischen allerdings, dass damals einige der brutalsten Kriegsverbrechen der jüngeren afghanischen Geschichte stattgefunden haben. In den darauffolgenden Monaten wurden weitere Gräueltaten von mutigen Journalisten dokumentiert. Einige davon schnappte ich schon als Kind auf. In unserer Wohnung war es abends üblich, dass meine Eltern vor dem Fernseher saßen und die Nachrichten oder Dokumentationen verfolgten, vor allem, wenn es

um Afghanistan ging. Ich erinnere mich vage an einen Dokumentarfilm, in dem ein greiser Afghane weinend über das Grauen erzählte, das ihm widerfuhr, nachdem er vom US-Militär verhaftet wurde. Er wurde in ein Zimmer eingesperrt und von mehreren Soldaten sexuell missbraucht. Es fiel ihm sichtlich schwer, über seine Erfahrungen zu sprechen. Nicht nur in der afghanischen Kultur ist es ein Tabu, wenn ein Mann offen über solche Dinge spricht. Das Interview war herzzerreißend. Meine Eltern saßen wie versteinert auf dem Sofa und unterdrückten ihre Tränen. Bereits damals wurde mir klar, dass mit dem Einmarsch des Westens in Afghanistan die Barbarei dort kein Ende finden würde. Vielmehr wurden die fremden Mächte selbst ein weiteres Mal zum Barbar – ähnlich wie in den Jahren zuvor, als die Briten oder die Sowjets ins Land einmarschiert sind. Gleichzeitig verspürte ich den Drang, eines Tages selbst über diesen Krieg zu berichten. Umso bezeichnender ist die Tatsache, dass Stimmen wie jene des namenlosen, greisen Mannes bis heute konsequent überhört werden. Man könnte fast meinen, sie hätten nie existiert. Weite Teile der westlichen Berichterstattung fokussieren sich weiterhin auf die bekannten Missetäter, also auf die Taliban oder auf den sogenannten Islamischen Staat (IS), der mittlerweile auch in Afghanistan agiert und dessen Aufstieg eine direkte Folge des mörderischen und zerstörerischen »War on Terror« ist.

Oftmals wird versucht, die Gewalt zu »afghanisieren«: Wir, sprich, der Westen, haben mit alldem nichts zu tun. Wir wollen nur helfen, doch die Barbaren zerfleischen sich untereinander. Dieses Narrativ wird konsequent durchgedrückt und immer wieder neu aufgerollt. Die Opfer westlicher Gewalt werden stets als

Kollateralschäden dargestellt, die man eigentlich nicht töten wollte. Auch hierfür wird meist die Gegenseite verantwortlich gemacht. Man spricht von »menschlichen Schutzschildern« oder findet irgendeine andere Rechtfertigung für das erneute Massaker. Auch hierbei handelt es sich um keine neue Entwicklung. Wer die Berichte von britischen Kolonialisten, die einst Afghanistan erobern wollten, liest, wird oftmals feststellen, dass sich diese kaum von dem unterscheiden, was einige renommierte Medien bis heute über das Land produzieren.

»Früher waren wir aufgrund eines kleinen Streites traurig und zerbrachen uns deshalb tagelang den Kopf. Heute sterben jeden Tag Menschen und es interessiert niemanden«, sagte mir eine Frau aus Kabul vor einigen Jahren in einem Interview. Sie schwelgte in Nostalgie und erinnerte sich an ihre Schuljahre in den 1970er-Jahren in der damals friedvollen Hauptstadt. Einige Jahre später marschierte die Sowjetunion ins Land ein. Spätestens seit ihrer Niederlage wird Afghanistan als »Friedhof der Supermächte« bezeichnet. Dies stimmt in gewisser Hinsicht, doch in erster Linie haben jene Supermächte Afghanistan zum Friedhof der Afghanen gemacht. All die namenlosen Zivilisten, die in den letzten zwei Jahrzehnten getötet wurden, sind auch der Grund, warum die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten heute als Verlierer dastehen. »Wer weiß, was ich gemacht hätte, wenn fremde Mächte in mein Land einmarschiert wären. Ich hätte wohl auch zur Waffe gegriffen und mich verteidigt«, sagte mir der Kriegsveteran und Buchautor Erik Edstrom vor einigen Monaten.<sup>5</sup> Als Edstrom 2009 ein Jahr lang in Afghanistan stationiert war, fing er nach einiger Zeit an, jene, die ihn bekämpften, zu verstehen. Radikalisierung,

Extremismus und Militanz liegen nicht nur in der Natur der Afghanen, obwohl man ihnen seit vielen Jahren jene Attribute in orientalistischer Manier zuschreibt, um gewisse Entwicklungen zu »analysieren«. Was das konkret bedeutet, beschrieb der palästinensisch-amerikanische Literaturtheoretiker Edward Said bereits vor über vier Jahrzehnten. In seinem umfangreichen Werk *Orientalismus* machte Said deutlich, dass eurozentristische Sichtweisen seit Jahrhunderten die Sichtweise der westlichen Welt auf den sogenannten Orient, zu dem viele auch Afghanistan zählen, bestimmen. Man hätte meinen können, dass solche Sichtweisen und Vorurteile in der Welt des 21. Jahrhunderts endgültig aus der Welt geschafft werden. Doch Fehlanzeige. Stattdessen wurden jene Theorien und Narrative, die Said und zahlreiche andere Menschen kritisiert und dekonstruiert haben, nicht nur wiederbelebt, sondern gezielt instrumentalisiert, um die afghanische oder irakische Bevölkerung zu unterdrücken. Ein Beispiel hierfür ist etwa die Arbeit des britischen Historikers und Orientalisten Bernard Lewis, dessen einstige Debatten mit Said berühmt waren. Lewis begrüßte den »War on Terror« und sprach sich mehrmals explizit für eine US-Invasion des Iraks aus. In einem Interview mit dem bekannten US-Journalisten Michael Hirsh bezeichnete Lewis die Anschläge des 11. Septembers als »Auftakt für den finalen Kampf zwischen der westlichen und der islamischen Zivilisation«. Brutale Angriffskriege auf muslimische Länder betrachtete Lewis als notwendig.<sup>6</sup>

Lewis' Vision wurde auch in Afghanistan schnell sichtbar: Stetige Bombardements, Drohnenangriffe, brutale nächtliche Razzien, die mit extralegalen Hinrichtungen enden, ein korrupter Regierungsapparat und die systematische Folter an Orten wie

Guantanamo oder Bagram nahe Kabul haben dazu geführt, dass die Taliban in den letzten Jahren massiv erstarkt sind und mittlerweile mindestens die Hälfte Afghanistans unter ihre Kontrolle gebracht haben. Im Fachjargon bezeichnet man dieses Phänomen als »blowback«, als Rückstoß: Die Gewaltexzesse der westlichen Militärmächte in den letzten Jahren kommen wie ein Bumerang zurückgeflogen. Dies lässt sich nicht nur auf innerafghanischer, sondern auch auf globaler Ebene feststellen. Extremistische Akteure wie die Taliban sind ein großer Teil des Problems. Allerdings sind sie in erster Linie ein Symptom und nicht die Ursache. Die Kriege in Afghanistan haben Generationen von Islamisten auf der ganzen Welt beeinflusst. Damit ist nicht nur der brutale amerikanische Krieg am Hindukusch gemeint, sondern auch der sowjetische, der in diesem Buch zum Teil ebenfalls behandelt wird. »Wir wollen keinen Kolonialismus, weder vom Westen noch vom Osten«, proklamierten junge Islamistenführer, damals noch eher unbedeutend, bereits in den 1960er-Jahren in Kabul. Später scharten ebenjene reaktionären Kräfte Hunderttausende von Afghanen um sich, die alle bereit waren, die sowjetischen Besatzer in ihrer Heimat zu bekämpfen. Im Laufe der zehnjährigen sowjetischen Besatzung wurden rund zwei Millionen Afghanen getötet, während zahlreiche weitere als Geflüchtete durch die verschiedensten Länder ziehen mussten. Wer meint, dass die afghanische Gesellschaft sich von diesem mörderischen Krieg erholt hat, täuscht sich. Tatsächlich sind viele Dinge, die sich in den späten 1970er- und 1980er-Jahren ereigneten, stark mit der Gegenwart verstrickt: So wurde bereits damals ein »Krieg gegen den Terror« propagiert, und zwar vonseiten Moskaus und der

kommunistischen Diktaturen in Kabul. Erwähnenswert ist in diesem Kontext auch die unterschiedliche Wahrnehmung auf die Kriege Moskaus und Washingtons. Ich kann mich nicht erinnern, auch nur einen Afghanen getroffen zu haben, der den Aufstand gegen die Rote Armee sowie die Tötung sowjetischer Soldaten durch afghanische Rebellen nicht gutgeheißen hat. Dies betrifft sogar die Vertreter jener Lager, die während des Kalten Krieges mit Moskau verbündet waren. »Der Dschihad gegen die Sowjets war legitim«, erzählten mir im Laufe der Jahre mehrere afghanische Exkommunisten. Wer Russen getötet hat, gilt als Held, der nichts Verwerfliches getan hat. Paradoxerweise wird über die US-Besatzung bereits in ähnlicher Art und Weise gesprochen. Auch hier – und das mag eine unbequeme Wahrheit für so einige westliche Beobachter sein – unterscheiden viele Afghanen ganz klar zwischen NATO-Soldaten und afghanischen Sicherheitskräften, die getötet werden. Im Grunde genommen weiß man nämlich, dass es sich bei Ersteren um ausländische Besatzer handelt, die in Afghanistan nichts zu suchen haben. Paradoxerweise hört man derartige Töne oftmals auch, »off the record« selbstverständlich, von ehemaligen Offiziellen und Vertretern der Kabuler Regierung, deren Machterhalt seit zwei Jahrzehnten von den westlichen Truppen abhängt.

Dieses Buch soll vor allem die afghanische Sichtweise der Dinge deutlich machen und einige der Märchen und Falschaussagen rund um die Afghanistan-Kriege dekonstruieren, die bis heute in den westlichen Medien verbreitet werden. Es soll verdeutlichen, dass Afghanistan nicht zur Projektionsfläche für den eigenen Eurozentrismus werden darf, um verschiedene politische Agenden

zu rechtfertigen. Afghanistan ist ein wunderbares Land mit einer äußerst komplexen Geschichte und heterogenen Gesellschaft. Es lässt sich in vielerlei Hinsicht weder in links noch rechts oder in konservativ, liberal oder traditionell einordnen. Obwohl derartige Begrifflichkeiten oft fallen, sind sie die Resultate westlicher Denkweisen und Diskurse – und diese haben in den letzten Jahrzehnten nicht nur in Afghanistan viel Unheil angerichtet. Ein Grund hierfür ist auch die westliche Wissensproduktion rund um das Land. Die meisten Autoren bekannter englischsprachiger Bücher, wissenschaftlicher Schriften oder journalistischer Artikel sind keine Afghanen. Einige von ihnen sind renommierte Denker, deren Expertise ich zu schätzen weiß. Viele andere hingegen haben Afghanistan mehr oder weniger als eine Art Karriereleiter missbraucht. Die eurozentristische Brille wird dabei selten abgelegt. Gleichzeitig profitieren sie vom Krieg und vom Leid der Menschen und agieren nicht selten als indirekte Vertreter der militärisch-industriellen Komplexe des Westens. Konkret bedeutet dies, dass ihre Einschätzungen und Analysen oftmals in Einklang mit denen jener Akteure sind, die von solchen Kriegen profitieren, sprich, Rüstungsindustrie, Geheimdienste, Militär und Politik. Im vorliegenden Buch soll daher explizit die afghanische Perspektive auf die Konflikte der Vergangenheit und insbesondere seit dem Einmarsch der USA 2001 zur Geltung kommen. Viele Leser und Leserinnen mögen durch die mediale Berichterstattung bereits stark vorgeprägt sein, daher gleicht mein Vorhaben auch einer Zurückeroberung dieser ganz anderen Sichtweise auf den Krieg in Afghanistan – im heutigen Sprachgebrauch würde man wohl von »Reclaimen« sprechen.

Seit fast einem Jahrzehnt berichte ich über und aus Afghanistan. Während meiner regelmäßigen Reisen hielt ich mich nicht nur in Kabul auf, sondern besuchte bewusst Orte, zu denen andere Journalisten, auch afghanische, nur selten gelangen. Der Umstand, dass ich selbst einen afghanischen Hintergrund habe, hat im Laufe meiner Recherchen sowie meiner Berichterstattung meist eine wichtige, konstruktive Rolle gespielt. Mein Zugang unterscheidet sich ganz grundsätzlich von den meisten meiner westlichen Kollegen. Ich habe in Afghanistan nie in einem abgesicherten Hotel noch hinter dicken Betonmauern gelebt. Meist war ich mit einfachen Taxis, die vom Großteil der Bevölkerung benutzt werden, unterwegs und nicht mit kugelsicheren SUVs und bewaffnetem Sicherheitspersonal. Worüber in der Berichterstattung meist nicht gesprochen wird: Ausländische Journalisten sind in Afghanistan strengen Sicherheitsprozeduren ausgesetzt, die im Endeffekt eine »normale« Berichterstattung in vielerlei Hinsicht fast unmöglich machen. Ein gutes Beispiel hierfür ist etwa der »Embedded Journalism«, in dem privilegierte Reporter Soldaten bei Operationen begleiteten und sich dabei stets innerhalb der Militärstrukturen bewegten. Die Resultate davon waren meist freundschaftliche Beziehungen zu den Truppen, keinerlei Kontakt zur lokalen Bevölkerung und eine alles andere als differenzierte Berichterstattung. Das, was die meisten Nachrichtenagenturen letztendlich verbreiten, ist extrem gefiltert und in vielerlei Hinsicht nicht vollständig. Hinzu kommt, dass die echte, die gefährliche Arbeit meist von Lokaljournalisten für einen Hungerlohn erledigt wird, während sich ihre amerikanischen, britischen oder auch deutschen Kollegen mit den Lorbeeren schmücken dürfen.

Die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten griffen Afghanistan an, während sie sich folgende Dinge auf die Fahne schrieben: Menschen- und vor allem Frauenrechte, Demokratie, Pressefreiheit sowie das Ziel, einen funktionierenden Rechtsstaat zu errichten. Dieses Buch soll verdeutlichen, dass Washington, London, Berlin und so weiter, sprich, »der Westen« dabei in praktisch jeder Hinsicht gescheitert sind. Schlimmer noch: Dieses Scheitern wurde womöglich von Anfang an bewusst in Kauf genommen. Nicht nur wurden die eigenen, stets proklamierten Werte vor Ort aufs Schlimmste verletzt, die westliche Allianz erschütterte in ihrem Kriegsgeheul sogar die Fundamente der eigenen Rechtsstaatlichkeit. Mit dem »War on Terror« wurden Folter und Massenmord praktisch legalisiert und Hunderttausende von Menschen für vogelfrei erklärt. Zivilisten, die von Drohnen oder schattenhaften Spezialeinheiten gejagt und ermordet wurden, deklarierte man als »Terroristen«, etwa indem man ihnen Waffen unterjubelte. All diese Dinge sind als Verbrechen zu betrachten – und zwar nach jeder westlichen Verfassung, die es gibt. Die eigene Progressivität galt allerdings nicht für die »Barbaren«. Man war im Orwell'schen Sinn »gleicher als andere« – und ist es bis heute.

Ergo belog man nicht nur die Afghanen mit leeren Demokratieverprechungen, sondern baute ebenjene grundlegenden Errungenschaften auch in der eigenen Heimat ab. Man belog sich selbst und die eigenen Bürger. Der »War on Terror« verdeutlicht, in welch einer dystopischen Welt wir bereits leben. Unter dem Vorwand der Terrorismusbekämpfung werden nicht nur (wenn überhaupt) eindeutige Täter gejagt, sondern ganze Bevölkerungsgruppen systematisch überwacht. Die Grundrechte

von Millionen von Bürgern werden mit Füßen getreten und dank der verschiedenen Algorithmen, die bereits seit Jahren unseren Alltag bestimmen, ist es kaum noch möglich, sich dem globalen Überwachungsapparat zu entziehen. Jener Überwachungsapparat wurde in den letzten zwanzig Jahren massiv ausgebaut, und er hat unsere Welt nicht sicherer, sondern unsicherer gemacht. Parallel dazu hat – und das ist die womöglich wichtigste Prämisse dieses Buches – der Krieg in Afghanistan den Terror nicht beseitigt, sondern massiv zu dessen Verbreitung beigetragen.

# **Wie der »Kreuzzug« begann: Der Pate des Dschihad**

Im Juli 2001 bekam Waheed Mozhdah Besuch in seinem verstaubten, spärlich eingerichteten Büro im Kabuler Außenministerium. Mehrere junge Männer wollten ihn sehen und mit ihm Tee trinken. Im Grunde war dies nichts Ungewöhnliches. Mozhdah, damals ein Taliban-Beamter Mitte vierzig, empfing regelmäßig Besuch aus aller Herren Länder: Journalisten, Forscher und andere Afghanistan-Interessierte und -Enthusiasten. Er hatte eine ruhige und sachliche Art, sobald er das politische Geschehen in seinem Land analysierte. Meist starrte Mozhdah ins Nichts, während er Interviews gab. Bereits zum damaligen Zeitpunkt brillierte er nicht nur mit seinem enzyklopädischen Wissen, sondern auch mit seinen guten Englischkenntnissen. Für einige Ausländer war dies Grund genug, um nach Kabul zu reisen. Und das, obwohl die Taliban-Herrschaft in Kabul bereits ihr fünftes Jahr erreicht hatte. Sie war das vorläufige Endresultat einer langen Kette von Ereignissen. Im Jahr 1992 wurde das letzte kommunistische Regime Kabuls, angeführt von Mohammad Najibullah, von den Mudschaheddin-Rebellen gestürzt. Najibullah konnte sich drei Jahre lang nach Abzug der sowjetischen Truppen an der Macht halten, vor allem dank massiver Finanzspritzen aus Russland und der Instandhaltung des Kabuler Militärapparats, der zuvor jahrelang von Moskau aufgebaut wurde. Die Folgen der Perestroika waren letzten Endes allerdings auch in Afghanistan spürbar, und Kabul fiel an die Rebellen. Najibullah führte ein diktatorisches

Regime. Der Präsident agierte einst als Folterchef des berühmt-berüchtigten Kabuler Geheimdienstes KhAD (Persisch für »Khidamat-e Ittilaat-e Dawlati«, zu Deutsch »Staatlicher Nachrichtendienst«), der vom KGB aufgebaut wurde. Letzten Endes konnte Najibullah, ähnlich wie seine Vorgänger, nur mit Moskaus Gnaden herrschen. Dennoch herrschte in Kabul sowie in anderen urbanen Zentren des Landes ein gewisses Maß an Sicherheit. Viele Bürger, darunter auch jene, die insgeheim mit den Rebellen verbrüdert waren, dachten womöglich sogar, dass der Status quo besser war als in den Jahren zuvor. Najibullah war der letzte von insgesamt vier kommunistischen Regierungschefs, die in Kabul regierten. Viele Afghanen in der Hauptstadt waren zufrieden, wirtschaftlich geriet das Land durch die abnehmende Unterstützung aus Russland allerdings immer weiter in Schieflage. Zeitgleich wurde in vielen ländlichen Regionen des Landes der Krieg brutal weitergeführt. Najibullah konnte sich vor den Massen als patriotischer, friedensliebender Mann präsentieren, doch innerhalb weniger Sekunden konnte er auch schnell wieder zu jenem Folterchef werden, der seine Gefangenen gefoltert und zu Tode getreten hatte.<sup>1</sup> Dieses Charisma, gepaart mit seiner Pragmatik und seiner Brutalität, schätzten viele seiner Weggefährten und Parteigenossen. Es hat allerdings wohl auch dazu geführt, dass Najibullahs Feinde, sprich, die Mudschaheddin, die 1992 Kabul einnahmen, während der letzten Phase seiner Amtszeit seine Friedensgebärden und Aufrufe zu einer »nationalen Versöhnung« keinen Glauben schenkten. 1996 wurde die Mudschaheddin-Regierung von den Taliban gestürzt. Najibullah,

der zum damaligen Zeitpunkt noch in Kabul war, wurde von den Extremisten verhaftet und brutal hingerichtet.

Nachdem die Mudschaheddin Kabul eroberten, kehrte Mozhdah in die Hauptstadt zurück. In den 1970er-Jahren hatte er Wirtschaft an der Universität Kabul studiert und sich vor allem für das Wirken von Abdul Majid Zabuli interessiert, dem »Vater des afghanischen Kapitalismus«. Zum damaligen Zeitpunkt herrschte zwar kein Krieg in Afghanistan, dennoch waren viele der späteren Konflikte bereits vorgezeichnet. Das Land hatte sich dank einiger Reformschritte des Königs, Mohammad Zahir Shah, zu einer parlamentarischen Monarchie entwickelt. In den 1960er-Jahren fanden erstmals Wahlen statt und vom Volk gewählte Abgeordnete lieferten sich verbale Schlachten im afghanischen Parlament. Die politische Landschaft war geprägt von Monarchisten, republikanischen Nationalisten, jungen, sozialdemokratischen Bewegungen, Kommunisten, Maoisten, traditionell-konservativen Kräften und Islamisten verschiedenster Couleur. Gleichzeitig herrschten massive Armut und Hungersnöte, während die Kabuler Bourgeoisie in einer Art Parallelwelt lebte. Besonders prägend waren in diesen Jahren Islamisten und Kommunisten, die sich an der Universität und anderswo nicht nur mit Worten bekriegten. Immer wieder kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen, und wie viele andere Studenten beobachtete Mozhdah das Geschehen mit Sorge. Im Jahr 1973 führte Mohammad Daoud Khan, der Vetter des Königs, einen friedlichen Putsch durch, während der Monarch in Italien Urlaub machte. Die Monarchie wurde abgeschafft und Daoud rief die erste afghanische Republik aus. Gleichzeitig ging er ein Bündnis mit den afghanischen Kommunisten ein und näherte sich der Sowjetunion

an. Die Situation verschlechterte sich im Laufe der darauffolgenden Jahre. Daoud ging sowohl gegen die verbündeten Kommunisten als auch gegen islamistische Kräfte vor, während er auf der internationalen Bühne weiterhin auf Afghanistans Souveränität pochte und dadurch während eines Treffens vor allem Leonid Breschnew erzürnte. Nachdem dieser Daoud diktieren wollte, wie er seine nördliche Grenze an der Sowjetunion zu bewachen habe, brach der afghanische Präsident, verletzt in seinem Stolz, das Gespräch abrupt ab und verließ die Sitzung. Dadurch hatte er womöglich sein Todesurteil unterzeichnet. Im April 1978 putschten die afghanischen Kommunisten und ermordeten Daoud mitsamt seiner Familie. Im darauffolgenden Jahr marschierte die Rote Armee ins Land ein.

Bereits kurz nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen im Dezember 1979 griff Mozhdah, ähnlich wie Zehntausende weitere Afghanen, zu den Waffen und schloss sich dem Widerstand an. Während des Dschihad, des bewaffneten, muslimischen Kampfes gegen die sowjetische Besatzung und die kommunistische Regierung in Kabul, verbrachte Mozhdah mehrere Jahre in Pakistan sowie im Iran, wo er sich mehr auf seine Tätigkeit als Journalist und Publizist konzentrierte. Er schrieb über den Krieg in seiner Heimat und analysierte das Geschehen. Während seiner Zeit in Peschawar traf er auch jenen Mann, den Jahre später die ganze Welt kennen sollte: Osama bin Laden, damals bekannt als Abu Abdullah (Arabisch: »Vater von Abdullah«). Für Mozhdah und die meisten anderen Afghanen war der hochgewachsene Araber zum damaligen Zeitpunkt ein Niemand, dem sie kaum Beachtung schenkten. Die Situation war eher umgekehrt. Die arabischen Kriegstouristen